

„Wie geht es dir, Mama?“

„Ich kann mich nicht beklagen“, kam es lapidar zurück.

„Du könntest schon, aber du tust es nicht.“ Nun war es ihr doch wieder passiert. Corinna ärgerte sich über ihre Unbeherrschtheit.

„Fängst du schon wieder damit an?“, gab ihre Mutter vorwurfsvoll zurück. Doch Corinna war nun in Geberlaune und wollte sich nicht mehr bremsen.

„Ich war es schließlich nicht, die dich wie eine Leibeigene behandelt und nach Strich und Faden betrogen hat: Du hast es sogar schwarz auf weiß. Es ist Zeit, aufzuwachen, Mama. Jeder in unserer Nachbarschaft weiß, dass Papa ein Schürzenjäger ist. Und sie alle wundern sich, warum du noch immer zu ihm hältst wie eine Schiffsbesatzung zu ihrem Kapitän, obwohl dieser schon längst von Bord gegangen ist. Ich ertrage das alles nicht mehr, Mama.“

„Er vermisst dich, Corinna. Er geht daran zugrunde.“

Corinna ballte die Hand zur Faust und spürte, wie sich ihre Fingernägel in die Haut gruben. „Ich vermisse ihn aber nicht. Und wenn er daran zugrunde geht, ist es mir egal. Er hat es sich redlich verdient. Ich habe keinen Vater mehr!“

Mit diesen Worten legte Corinna auf. Ihr war klar, dass ihre Mutter wieder weinen würde. Irgendwann würde ihr Vater das merken. Er würde sich zu seiner Frau setzen, die Hand auf ihr Knie legen und ein „Lass gut sein“ murmeln. Danach würde alles weitergehen wie immer.

„Scheiß drauf!“, beendete Corinna ihre Gedanken und ging ins Bad. Paul würde in einer Dreiviertelstunde da sein. Bis dahin wollte sie das Gespräch mit ihrer Mutter aus ihrem Kopf verbannt haben.

KAPITEL 2

Leyla stand vor dem Eingangsportal des Dortmunder Klinikums. Nur noch eine, dachte sie. Seit fast drei Jahren arbeitete sie hier nun schon als Kinderkrankenschwester, doch an die Wechselschichten hatte sich ihr Körper noch immer nicht gewöhnen können. Das Problem war, dass sie praktisch nach keiner Nachtschicht in den Schlaf fand. Sie lag dann grübelnd in ihrem Bett und versuchte, die Ereignisse der letzten Schicht auszublenden, die Bilder aus dem Krankenhaus in die Dunkelheit gleiten zu lassen. All die Online-Seminare, an denen sie teilgenommen hatte, um mit dem Stress besser klarzukommen, halfen ihr jedoch bestenfalls bei den ereignisarmen Schichten, die es kaum mehr gab. Der Beginn der alljährlichen Grippesaison Anfang November schreckte sie nicht im Vergleich zu dem, was das ganze Jahr über an manch einem Tag passierte. Und so saß ihr der Schlafmangel in den Knochen, auch wenn die Sonne schien.

Leyla nahm einen tiefen Zug und drückte ihre Zigarette am randvollen Aschenbecher aus, der auf der Fensterbank des Pförtnerbüros stand und vor sich hin qualmte. Ihr Kaffee war mittlerweile kalt geworden. Sie fröstelte.

Das, was die kleine Eileen ihr soeben erzählt hatte, war der letzte Beweis für die Schuld des Mannes, den das kleine Mädchen nur widerwillig und voller Furcht *Vater* nannte. „Degorski, dieses Schwein“, murmelte Leyla. Im selben Moment wurde hinter ihr die Eingangstür aufgedrückt. Es war Julian, ein Krankenpfleger von der Intensivstation.

„Leyla Radomski, du bist meine Rettung!“, flötete er in Leylas Richtung, blieb stehen, zündete sich mit leeren Händen eine „Zigarette“ an und nahm einen ersten gierigen Zug.

„Lass mich raten“, sagte Leyla lachend. „Möchtest du vielleicht eine rauchen?“

Julian machte einen Luftsprung, gerade so, als hätte er soeben erfahren, dass er im Lotto gewonnen hatte.

„Du musst Gedanken lesen können!“

Leyla hielt ihrem Kollegen die Zigarettenschachtel hin. Julian hatte es tatsächlich wieder einmal geschafft, sie von ihren düsteren Gedanken abzubringen. Das Leben war schon ernst genug, aber solange sie sich seine Slapstick-Einlagen in homöopathischen Dosen verabreichte, hörte die Sonne nicht gänzlich auf zu scheinen.

„Dazu bedarf es keiner großartigen hellseherischen Fähigkeiten“, antwortete sie trocken, „Situationen wie diese hier spielen sich zwischen uns beiden seit fast drei Jahren nahezu jeden Tag ab.“

Julian blickte empört, verdrehte die Augen, stemmte beide Fäuste gegen die Hüften und streckte Leyla sein kleines Bäuchlein entgegen. Wieder einmal machte er den Oliver Hardy: „Du hältst mich also für einen Schnorrer, ja? Ist es das, was du mir gerade sagen willst? Ich bin enttäuscht, Stanley, bitter enttäuscht. Ich denke, ich werde mich nachher vor den Zug werfen. Vorher werde ich aber einen Abschiedsbrief bei der Krankenhausleitung hinterlegen, in dem ich allein

dich für mein Elend verantwortlich mache. Ist es wirklich das, was du willst, Stanley?“

Leyla hielt sich den Bauch vor Lachen und wedelte hektisch mit den Armen. „Hör sofort auf damit“, prustete sie, „der Lachflash in der letzten Woche hat mir gereicht. Bis in die Nacht habe ich immer wieder an deine Comedy-Einlage denken müssen und konnte deshalb nicht pennen. Am anderen Morgen sah ich aus wie Karl Dalls Tochter!“

Julian spreizte den Zeigefinger und den Daumen seiner rechten Hand und stützte nachdenklich sein Kinn darauf.

„Letzte Woche? Ach, meinst du meine Erstickungstod-Performance in der Kantine? Sehr beeindruckend, oder? Aber leider überhaupt nicht witzig! Die Gräte dieses Fisches steckt heute noch irgendwo in meinem Verdauungstrakt fest. Und so etwas wird auch noch als *Filet* verkauft. Wer auch immer das verbochen hat, kann sich auf was gefasst machen. Einen Julian Seidel meuchelt man nicht ungestraft!“

Leyla rang nach Luft. Wenn es irgendjemanden gab, der sie jederzeit so zum Lachen bringen konnte, dann war das Julian.

„Ich muss los“, sagte sie und deutete auf ihren Pieper, „mein Typ wird verlangt. „Wäre ja auch zu schön gewesen, wenn es heute ruhig geblieben wäre!“ Sie eilte ins Krankenhaus zurück.

Julian hielt inne, nahm noch einen Zug, drückte dann die Zigarette aus und lief der ins Krankenhaus eilenden Leyla hinterher.

„Ich habe in zwei Stunden Feierabend. Lass uns dann noch einen Kaffee trinken, okay?“

Leyla drehte sich um und schüttelte leicht den Kopf. Ihr Gesichtsausdruck war urplötzlich sehr ernst. Julian gab sich noch längst nicht geschlagen.

„Okay, Kaffee ist vielleicht keine so gute Idee. Wie wäre es hiermit: Wir gehen zu mir und vögeln uns die Seele aus dem Leib?“

Leyla grinste. „Kaffee ist schon gut. Aber erst nach dem Vögeln.“

Julian traute seinen Ohren nicht. Hatte sie das wirklich gerade zu ihm gesagt?

„Es wird aber sicher etwas dauern, bis ich zur Verfügung stehe. Muss noch wen erledigen!“

Jetzt war es Julian, der losprustete.

„Der war gut, Leyla Radomski. Mach dir meinetwegen bloß keinen Stress. Ich bin da und warte auf dich, egal, wie lange es dauert.“

„Und wir treffen uns besser bei mir. Ich muss mich erst einmal frisch machen und umziehen, bevor ich dich an meinen Luxuskörper lasse!“

Leyla warf Julian einen Luftkuss zu und verschwand im Foyer des Krankenhauses. Er konnte sein Glück nicht fassen und klopfte sich mehrmals an die Stirn. „Klopf auf Holz“, murmelte er und blickte dabei am Krankenhausgebäude hinauf. Im allerletzten Augenblick konnte er der dunklen Masse ausweichen, die neben ihm auf den Asphalt klatschte. Er stolperte und

rollte einen kleinen Abhang hinunter. Für einen kurzen Moment blieb er auf dem Rücken liegen und bewegte vorsichtig seine Gliedmaßen. Gut, er hatte sich bei dem unfreiwilligen Stunt keine Verletzungen zugezogen. Langsam kroch er auf allen vieren den Abhang zum Klinikeingang hoch. Das, was da lag, sah verdächtig nach Professor Hugo Mallen aus, dem Leiter des Klinikums. Oder dem, was nach einem freien Fall aus dem sechsten Stock von ihm noch übriggeblieben war.

„Alter ..., das darf doch nicht wahr sein!“, brach es aus Julian heraus.

KAPITEL 3

Paul Lobrecht war Strafverteidiger. Einer der besten des Landes. Allerdings auch einer der meistgehassten. Sein Credo war, dass jede Person vor Gericht das Anrecht auf einen guten Verteidiger hatte. Egal, welche Gräueltaten er oder sie begangen haben mochte. Als Teilhaber der Kanzlei *Weitmar, Lobrecht & Partner* hatte Paul in den letzten Jahren auch Mandanten verteidigt, die die Boulevardpresse und später die öffentliche Meinung bereits vorverurteilten und am liebsten geteert und gefedert durch die Straßen getrieben hätten. Die ermittelnden Polizeibeamten und Staatsanwälte hassten Paul Lobrecht wie die Pest. Für sie war es nur schwer nachvollziehbar, wie jemand, der das Gesetz vertrat, Mörder, Vergewaltiger oder Drogendealer vor Gericht verteidigen und sie nicht selten vor dem Knast bewahren konnte. *In dubio pro reo* war Paul Lobrechts Maxime, selbst wenn der Zweifel an der Schuld seines Mandanten äußerst gering und die Beweislage nahezu erdrückend war.

Solange die Gegenseite während des Prozesses keine lückenlose Indizienkette vorbrachte, gab es für Lobrecht und seine Mandanten immer noch ein Schlupfloch, ein Hintertürchen, um das Urteil entweder auf Bewährung oder gar auf Freispruch zu drehen. Nicht selten ließ Lobrecht dabei Moral und Ethik, die ja durchaus einen Teil seines Jobs ausmachten, einfach über Bord gehen und in der tosenden See der Verantwortungslosigkeit untertauchen.

Sein vorläufiges Meisterstück war die Verteidigung eines Mädchenhändlerrings, der im Süden Recklinghausens sein Unwesen trieb.

Als Corinna ihm mit einem hervorgepressten „Ach, du bist's!“ die Tür öffnete, ahnte Paul, dass Corinnas Stimmungsbarometer auf Tief stand.

„Welche Laus ist dir denn über die Leber gelaufen?“

„Die Laus, die mir über die Leber gelaufen ist, ist meine Mutter.“

Mit diesen Worten drehte sie Paul den Rücken zu und schlurfte zerknirscht zurück in Richtung Küche.

Paul folgte ihr, legte die Rosen und die Tickets auf die Kommode im Flur, entledigte sich seiner Jacke und rümpfte die Nase.

„Verstehe!“, antwortete er schließlich, während er den Blick durch Corinnas Wohnung schweifen ließ. „Sie hat es echt raus, nicht wahr? Wann hat sie dir gratuliert?“

Die Kaffeemaschine mahlte mit ohrenbetäubender Lautstärke. Corinna lugte um die Ecke.

„Was?“

„Wann hat sie angerufen?“, wiederholte Paul.

Corinna zuckte mit den Schultern und verschwand wieder in der Küche.

„Vor 'ner Stunde vielleicht? Ich weiß es nicht. Ist das wichtig?“

Paul griff nach der halb leeren Flasche, die auf dem Tisch in Corinnas Wohnzimmer stand. Er prüfte das Etikett und schüttelte sich wie jemand, dem